



FRIAS Rote Reihe

Herausgegeben von
Ulrich Herbert und Jörn Leonhard

Band 1

Die FRIAS School of History der Universität Freiburg lädt Wissenschaftler mit besonders innovativen Projekten ein, ihre Vorhaben konzentriert und in Diskussion mit anderen Fellows voranzubringen und abzuschließen.

Die **FRIAS Rote Reihe** veröffentlicht Essays, die aus Vorträgen, Gesprächen und Diskussionen am Institut hervorgegangen sind. Der thematische Schwerpunkt liegt auf der Vergleichenden Europäischen Geschichte seit dem 18. Jahrhundert.

www.frias.uni-freiburg.de

Jörn Leonhard und
Ulrike von Hirschhausen

Empires und Nationalstaaten

im 19. Jahrhundert

2. Auflage

Vandenhoeck & Ruprecht

Umschlagabbildung:

Raumerschließung und Mobilität – Die Eisenbahn als imperiale Infrastruktur: Die Photographie zeigt eine Baustelle auf der Uganda Railway um 1900. Über 32.000 indische Arbeiter waren am Bau dieser Linie beteiligt, die nach Mombasa führte und für die Erschließung der afrikanischen Räume des Britischen Empires von großer Bedeutung war. (Foto: »Incline on the Kikuyu Escarpment at Mile 363 and a half«, Fotograf: William D. Young © National Archives, Kew Richmond, UK)

Mit 4 Abbildungen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-32300-7

ISBN 978-3-647-32300-8 (E-Book)

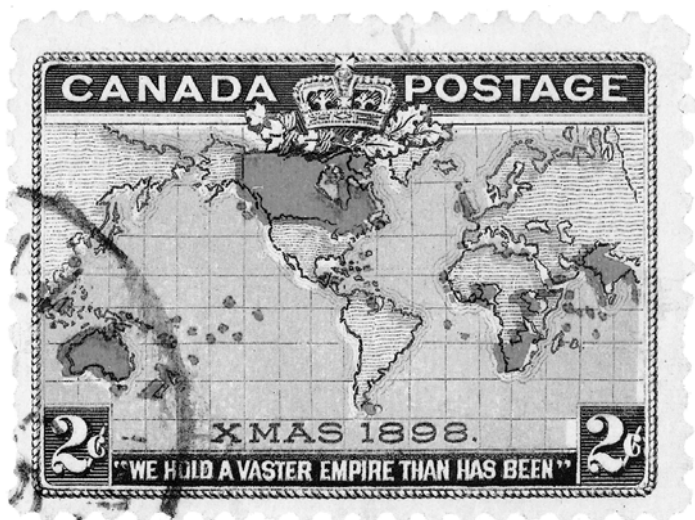
© 2011, 2009 Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Oakville, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Hinweis zu § 52a UrhG: Weder das Werk noch seine Teile dürfen ohne vorherige schriftliche Einwilligung des Verlages öffentlich zugänglich gemacht werden. Dies gilt auch bei einer entsprechenden Nutzung für Lehr- und Unterrichtszwecke. Printed in Germany.
Druck und Bindung: Hubert & Co, Göttingen
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

1	Einleitung: Die multiethnischen Empires und das Modell des Nationalstaats im 19. Jahrhundert	9
2	Monarchie als Ritual: Imperiale Inszenierungen und Repräsentationen	19
	Pomp and Circumstance: Die Popularisierung der imperialen Monarchie im Britischen Empire 23 Herrschaft durch Repräsentation? Die Habsburgermonarchie 30 Zar und Zimmermann: Die Inszenierung von Fremdheit und Nähe in der russischen Monarchie 36 Sultan und Kalif: Die symbolische Nationalisierung der osmanischen Herrscher 41 Fazit: Die defensive Inszenierung der imperialen Monarchien 47	
3	Kampf um Zahlen: Der Zensus als imperiales Herrschaftsmittel	53
	Die statistische Internationale 56 Zahlen als Waffen: Der Zensus in der Habsburgermonarchie 58 Nachgeholte Modernisierung: Die Allgemeine Volkszählung von 1897 im Russischen Reich 60 Eine zweischneidige Klinge: Die Erfassung von Differenz im Osmanischen Reich 63 Zähle und herrsche! Die Politisierung von Kaste im All-India-Census 68 Fazit: Der imperiale Zensus zwischen Peripherie und Zentrum 73	
4	Nationen in Waffen? Die Empires und die Wehrpflicht ..	79
	Eine »Schule des Volkes«? Das multiethnische Militär in der Habsburgermonarchie 81 Der Primat des Zivilen: Die folgenlose Wehrpflicht im Russischen Reich 85 Die osmanische Nation in Waffen? Anspruch und Praxis der Wehrpflicht im Osmanischen Reich 90 »Small Wars only«? Militär und Britisches Empire 96 Fazit: Die Kriegsfähigkeit im Zeitalter der Nationalstaaten und die Zukunft der multiethnischen Großreiche 102	

5 Zusammenfassung und Ausblick: Nationalisierende Empires, imperialisierende Nationalstaaten?	107
Anmerkungen	111
Dank	127
Bildnachweis	128



Das Empire zu Weihnachten: Auf der Basis der berühmten, 1893 von George R. Parkin entworfenen *British Empire Map of the World on Mercator's Projection* mit ihrem charakteristischen »Imperial Red« für die britischen Besitzungen entstand diese erste Weihnachtsbriefmarke der Kanadischen Post 1898. Daher bildete in dieser Miniaturkarte auch Kanada das Zentrum des Empires. Das Motto stammte aus einem populären Gedicht von Sir Lewis Morris von 1887.

1. Einleitung: Die multiethnischen Empires und das Modell des Nationalstaats im 19. Jahrhundert

Europäische Geschichte ist mehr als die Summe europäischer Nationalgeschichten. Dennoch wurden gerade die multiethnischen Großreiche Europas lange Zeit im Zeichen ihres scheinbar unvermeidlichen Niedergangs beschrieben und gedeutet. Der einseitige Blick auf den Untergang der kontinentalen Großreiche im Ersten Weltkrieg verstärkte die Ansicht, dass sich im Zuge eines umfassenden Modernisierungsprozesses überkommene religiöse, ethnische, dynastische oder regionale Bindungen notwendig aufgelöst hätten. An ihre Stelle seien Nationen und Nationalstaaten getreten, deren vermeintlicher Homogenität die heterogenen Großreiche langfristig unterlegen gewesen seien. Eine solche Verengung auf die Strukturbedingungen des Nationalstaates und seine Verklärung zur Norm europäischer Fortschrittsgeschichte erscheinen heute problematisch. Mit der nachlassenden Wirkung nationalstaatlicher Wirkungsmacht und den Erfahrungen von supranationaler Integration treten Fragen nach den historischen Alternativen zum Nationalstaat stärker denn je in unser Bewusstsein. Diese Probleme bündeln sich in der Geschichte der europäischen Großreiche des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Eine Geschichte dieser Großreiche – neben dem Britischen Empire die Habsburgermonarchie, das russische Zarenreich sowie das Osmanische Reich – lässt sich weder auf die Entwicklung imperialer Hegemonialansprüche noch auf ökonomische Imperialismustheorien reduzieren. In ihrer Komplexität prägten Empires die Geschichte Europas und der außereuropäischen Welt langfristiger und tiefer als es die vergleichsweise späte Erfindung des Nationalstaates und seine

Dominanz in den europäischen Historiographien bis heute suggeriert.¹

Empires waren gekennzeichnet durch räumliche Größe, ethnische und religiöse Vielfalt, supranationale Herrschaft, eine Vielzahl heterogener Gebiete mit unterschiedlichem Rechtstatus als Folge historischer Expansion und Anlagerung, durch unterschiedliche Abhängigkeitsverhältnisse dieser Gebiete zwischen Zentrum und Peripherie sowie schließlich durch weiche Grenzen und fluktuierende Grenzräume. Empires grenzten sich tendenziell durch bewegliche *frontiers*, nicht durch fixierbare *boundaries* und *borders* ab.²

Als Kompositstaaten entstanden,³ gründete sich ihre Legitimität nicht auf der Zugehörigkeit ihrer Untertanen zu einer ethnisch definierten Gruppe, sondern basierte in erster Linie auf dynastischen Grundlagen, die durch religiös-konfessionelle Bezüge verstärkt wurden. Dabei traf die suggestive Vorstellung der Empires als »Völkergefängnisse«, in denen unterdrückte Nationen von autoritären Mächten geknebelt wurden, auf die komplexe Wirklichkeit vor 1914 nicht mehr zu, sondern war in erster Linie ein Konstrukt der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg.⁴

Auf die Frage nach seinem Vaterland antwortete der österreichische Schriftsteller Ödön von Horváth zu Beginn des Jahrhunderts: »Ich bin in Fiume geboren, in Belgrad, Budapest, Pressburg, Wien und München aufgewachsen und habe einen ungarischen Pass; aber ich habe kein Vaterland. Ich bin eine typische Mischung des alten Österreich-Ungarn: Magyare, Kroate, Deutscher und Tscheche zugleich; mein Land ist Ungarn, meine Muttersprache Deutsch.«⁵ Horváths Äußerung verwies auf ein situatives und hybrides Selbstbild, das sich der Eindeutigkeit nationaler Zuordnung entlang ethnischer Kategorien entzog. In je unterschiedlicher Weise waren die Gesellschaften der Empires von komplexen Gemengelagen, Überlappungen und situativen Selbstbildern charakterisiert. Im habsburgischen Czernowitz lebten um 1900 Ungarn, Ukrainer, Rumänen, Polen, Juden und Deutsche, in Riga Deutsche, Russen, Letten und Juden. Viele Angehörige der Hafenstadt Saloniki beherrschten sechs bis sieben verschiedene Sprachen, und die rund 70.000 jüdischen Bewohner hatten Griechen, Armenier, Türken, Albaner und Bul-

garen als Nachbarn. Solche ethnisch gemischten Gesellschaften waren nie konfliktfreie Zonen, aber zu den für das 20. Jahrhundert so charakteristischen Gewaltkulturen trug erst die massenwirksame Verbreitung und Zuspitzung des nationalen Deutungsmusters zum Ideal des ethnisch homogenen Nationalstaats bei. Dieser erst forderte jene Deckungsgleichheit von Staat und Nation, die sich in der Wirklichkeit multiethnischer Räume zumal in Mittel-, Ostmittel- und Südosteuropa nicht umsetzen ließ.⁶

Angesichts der scheinbar unter Beweis gestellten Effizienz, der Leistungsfähigkeit und der Kriegstauglichkeit des Nationalstaats stellte sich für die Empires seit den 1870er Jahren immer drängender die Frage, wie man auf dieses Modell reagieren sollte. Die Vielfalt historisch gewachsener Räume, die fein austarierte Machtbalance zwischen Peripherie und Zentrum und die Realität von Ungleichheit trafen auf die Ansprüche des ethnisch homogenen Nationalstaates mit seinen klar definierten Grenzen und den Idealen von Rechtsgleichheit und politischer Teilhabe. Obgleich dieses Problem erst mit der Erfahrung des Ersten Weltkriegs und den Friedensverträgen nach 1918 eine ungeahnte Radikalisierung erfuhr, lagen seine Wurzeln im späten 19. Jahrhundert. Immer breitere gesellschaftliche Gruppen wandten sich dem Ideal einer Einheit von Staat und Nation zu, wodurch dynastische und konfessionelle Integrationsvorstellungen und damit die traditionellen Grundlagen staatlicher Souveränität in die Defensive gerieten. Die europäischen Revolutionen von 1848 offenbarten die neuartige Verbindung zwischen den Idealen konstitutioneller Reform, sozialer Partizipation und der Etablierung stabiler Nationalstaaten, so in Deutschland, Italien und Ungarn.⁷ Auch der polnische Aufstand gegen die russische Herrschaft 1863 stand noch in diesem Zusammenhang. In Verbindung mit günstigen internationalen Konstellationen konnten so aus dem Osmanischen Reich die neuen Nationalstaaten Griechenland, Serbien und Bulgarien entstehen.⁸ In seiner berühmten Turiner Antrittsvorlesung schrieb der italienische Rechtsgelehrte und spätere Außenminister Pasquale Mancini nach der Erfahrung der Revolution von 1848: »Ein Staat, in dem viele kräftige Nationalitäten zu einer Einheit gezwungen wer-

den«, sei kein »politischer Körper«, sondern ein »lebensunfähiges Ungeheuer.«⁹

Wenn sich zwischen 1500 und 1900 in Europa die Zahl der Staaten von über 500 auf etwa 20 reduzierte, dann wurde in den Kriegen seit dem Ende des 18. Jahrhunderts der Nationalstaat als ein immer wichtigerer Akteur wahrgenommen und die Nation zum europäischen Leitbild stilisiert. Vor dem Hintergrund der italienischen und deutschen Nationalkriege zwischen 1848 und 1871 schien er mit seiner Mobilisierungskraft allein in der Lage, das Überleben der Nation in einer international zugespitzten Konkurrenzsituation sichern zu können.¹⁰ Die multiethnischen Großreiche waren vor diesem Hintergrund gezwungen, sich mit dem neuartigen Modell des Nationalstaats auseinanderzusetzen. Im doppelten Ideal des rechtsgleichen Staatsbürgers und des Wehrpflichtigen schien allein dem Nationalstaat mit seinen bisher ungekannten Ressourcen und Mobilisierungskräften die Zukunft zu gehören.

Diese Vorstellung vieler Zeitgenossen unterstellte indes eine Dichotomie zwischen Empires und Nationalstaaten, die seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der komplexen Wirklichkeit immer weniger entsprach. Denn einerseits begannen die etablierten und neu entstandenen Nationalstaaten Elemente imperialer Herrschaft zu entwickeln. So bauten Großbritannien und Frankreich, aber auch Deutschland, Italien, Belgien und die Niederlande ihren maritimen Kolonialbesitz aus und suchten ihr symbolisches Kapital als Nationalstaat durch imperiale Herrschaftsexpansion zu vergrößern. Für das Deutsche Kaiserreich kam die reale und imaginierte Expansion in das östliche Europa hinzu.¹¹

Im Übrigen galt für alle nationalstaatlichen Gesellschaften, dass es keine ethnisch homogenen Nationalstaaten gab. Allerdings war das Ausmaß multiethnisch bedingter Konflikte und Gewaltkulturen ein entscheidender Unterschied zwischen Westeuropa und dem östlichen und südöstlichen Europa. Der Unterschied lag vor allem in den Denkmustern, mit denen die Konflikte ausgetragen wurden: Bildete das soziale Kriterium der »Klasse« im Westen die entscheidende Konfliktlinie, so wurde im Osten langfristig »Nationalität« zur Abgrenzungs- und Konfliktkate-

gorie, häufig in charakteristischer Überlappung von ethnischen, konfessionellen und sozialen Markierungen. Der West-Ost-Vergleich entfaltete sich als ein Wandel von »barricades into borders«. ¹².

Das Gegenstück zu den imperialisierenden Nationalstaaten stellten die nationalisierenden Empires dar. Es war kein Zufall, dass eine mögliche Antwort der Empires in der intensiven Auseinandersetzung und selektiven Übertragung nationaler Deutungsmuster in den Erfahrungsraum der eigenen multiethnischen Gesellschaften bestand. ¹³ Das zeigte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der Entstehung imperialer Nationalismen, so in den Ansätzen einer Türkifizierung des Osmanischen Reiches, der Russifizierung der Peripherien des Zarenreichs oder der Magyarisierung in den ungarischen Teilen der Habsburgermonarchie. Auch das Konzept der *Britishness* stellte einen Versuch dar, freilich nur einen kulturellen, dem Britischen Empire einen gemeinsamen Deutungshorizont zu vermitteln.

Vor diesem Hintergrund soll der hier vorgelegte Vergleich die Auseinandersetzung der Empires mit dem Modell des Nationalstaates im 19. Jahrhundert genauer untersuchen und nach den besonderen Problemen der nationalisierenden Empires fragen. Anhand dreier konkreter Beispiele – der Monarchie, dem Zensus und der Wehrpflicht – untersucht er die Übernahme nationaler Modelle und erkundet, was ihre Umsetzung für die Gesellschaften der Empires bedeutete, wo Anspruch und Praxis auseinandertraten, und wie sich die Empires dadurch veränderten.

Neben den kontinentaleuropäischen Fällen der Habsburgermonarchie und des Russischen Zarenreichs werden das Osmanische Reich und das Britische Empire miteinbezogen. Diese Auswahl führt bewusst sehr unterschiedliche Ausprägungen von multiethnischen Großreichen in kontinentaler und maritimer Perspektive zusammen: Die Habsburgermonarchie gilt dabei als klassisches Beispiel eines Großreichs, das durch Eroberung und Anlagerung von Territorien mit unterschiedlichen Rechtsstatus entstand. Das Russische Reich, lange als Sonderfall eines Territorialimperiums gesehen, lässt sich heute durchaus in einem ähnlichen Kontext verorten wie überseeische Empires. Denn die neu eroberten Territorien im Süden, Norden und Osten wiesen

durch Gebirge, Wüsten und Eis eine strukturell ebenso schwer zu überwindende Distanz vom imperialen Zentrum auf, als dies im Falle der maritimen Empires durch Ozeane gegeben war. Das Osmanische Reich konnte aufgrund seiner Lage an der Nahtstelle dreier Kontinente Expansionsmöglichkeiten nach Europa, Asien und Afrika nutzen. Aufgrund dieser Lage geriet es aber frühzeitig in die Gefahr einer Überdehnung, die es bald nach seiner maximalen Ausdehnung als gefährdet erscheinen ließ und ausländische Interventionen provozierte. Im Rahmen des Britischen Empires übernahm England seit dem 18. Jahrhundert die Tradition der *seaborn empires* Portugal und Holland. Seine Expansion basierte auf einem Netz von Hafenstädten, Faktoreien und Handelsstraßen. Dabei dominierten nicht staatliche Akteure, sondern zumeist privatrechtlich organisierte Handelskompanien. Die imperiale Macht und Expansion erwuchs hier in langfristiger Perspektive aus der Kontrolle über die Bewegung von Gütern, Menschen und Kapital.

Mit der Auswahl dieser vier Empires lassen sich unterschiedliche Herrschaftsformen und Traditionen im Umgang mit Multiethnizität vergleichen. Im britischen Fall handelte es sich um eine parlamentarische Monarchie, während für die Habsburgermonarchie der Übergang von der absoluten zur konstitutionellen Monarchie signifikant war. Mit Russland und dem Osmanischen Reich vor 1900 lagen unterschiedlich gelagerte Fälle autokratischer Herrschaftsformen vor. Darüber hinaus zeigten die vier Empires unterschiedliche Ausprägungen von religiöser und ethnischer Vielfalt, welche die Integrationschancen und Konfliktpotentiale der Empires in hohem Maße beeinflussten. In der Habsburgermonarchie waren nur 23 Prozent der Bevölkerung zugleich Mitglieder der politisch und kulturell führenden deutschen Nationalität, im Russischen Reich waren weniger als 50 Prozent der Bevölkerung ethnische Russen. Vor allem aber zeigt der Blick auf bisherige Studien, dass bisher fast nur mittel- und osteuropäische Großreiche in einen Zusammenhang gestellt wurden, während die systematische Einbeziehung eines westeuropäischen Falles bis heute fehlt. Dies ist weiterhin eine Folge des Eisernen Vorhangs, der in der Realität längst gefallen ist, doch in der Historiographie weiter dominiert und

das Erkenntnispotential gesamteuropäischer Vergleiche behindert.¹⁴

Der hier vorgelegte Vergleich greift drei exemplarische Aspekte heraus: Das erste Untersuchungsfeld thematisiert imperiale Deutungskulturen und fragt nach den Bestrebungen der Empires, die Loyalität ihrer Untertanen durch kulturelle Instrumente zu verstärken. Dies wird am Beispiel der symbolischen Repräsentation der Empires durch Monarchien und Dynastien untersucht. Im zweiten Teil der Analyse geht es um die zeitgenössischen Klassifizierungen von Bevölkerungen. Dahinter steht die Frage, wie Empires ihre multiethnischen Gesellschaften zu erfassen und erschließen suchten und welche Reaktionen dies bei imperialen und kolonialen Akteuren hervorrief. Das dritte Untersuchungsfeld behandelt die Rolle des imperialen Militärs. Am Beispiel der Einführung der Wehrpflicht wird die zeitgenössische Auseinandersetzung der Empires mit dem Homogenitätsanspruch der Nationalstaaten besonders fassbar. Welche Überlegungen führten die imperialen Regierungen zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, welche Integrationsleistungen verbanden sich damit, wo zeichneten sich Spannungen, Brüche und Grenzen ab?

Methodisch geht es neben dem kontrastierenden Vergleich von Handlungsmustern und Aktionsräumen ebenso um die gegenseitige Wahrnehmung und den selektiven Transfer von Strategien und Agenden. Denn Erfolg oder Scheitern imperialer Integrationsversuche wurden im Zeitalter verschärfter Konkurrenz in London, Wien, St. Petersburg und Istanbul genau registriert und neue Modelle immer auch vor dem Hintergrund alternativer Erfahrungen entworfen, so wie sich auch Nationalbewegungen, Klassenformationen oder religiöse Gruppierungen an den Vorgehensweisen vergleichbarer Bewegungen in anderen Gesellschaften orientierten. Ob in der Deutung von Konflikten und Krisen, der Ausbildung internationaler Finanzmärkte, im Blick auf internationale Infrastrukturen oder neuartige wissenschaftliche Foren: die Beziehung zwischen Empires und Nationalstaaten zu untersuchen und zu erzählen bedeutet, sich auf eine transnationale Geschichte von zeitgenössischen Wahrnehmungen, Verflechtungen und Handlungen einzulassen.



Das Empire inszeniert sich selbst: In einer prunkvollen Zeremonie, an der Gruppen aus allen Teilen des Russischen Reiches beteiligt waren, ließ sich Nikolaus II. im Mai 1896 zum Zaren krönen. Doch wurden die Feierlichkeiten von über 1.000 Toten überschattet, die bei einer Massenpanik ums Leben kamen und die öffentliche Meinung gegen den neuen Zaren wendeten.

2. Monarchie als Ritual: Imperiale Inszenierungen und Repräsentationen

Nationen, das hatte Ernest Renan in seinem berühmten Vortrag »Was ist eine Nation?« von 1882 erkannt, waren keine objektiven Gegebenheiten, sondern komplexe Gebilde und Konstrukte, die auf gemeinsamen Erfahrungen und Selbstbildern beruhten. Als imaginierte Schicksalsgemeinschaften seien sie auf kollektive Erinnerungen angewiesen, die von Generation zu Generation weitergegeben werden müssten. Ihren Erfolg verdankten sie deshalb auch den großen Kommunikationsrevolutionen seit dem 18. Jahrhundert, der Alphabetisierung, den expandierenden Presse- und Buchmärkten, den Lesehallen und Volksbibliotheken, aber auch der Schulpflicht sowie den bürgerlichen Bildungs- und Erziehungsreformen. Die Massenmedien ersetzten seit den 1850er Jahren langfristig die überkommene ständische und konfessionelle Integration der Gesellschaften.¹

Mit der Entdeckung der eigenen Geschichte als Legitimationsinstanz des Nationalstaats verband sich die Neuerfindung von suggestiven Deutungsmustern, denen man die Überzeugungskraft althergebrachter Traditionen zuwies. Der Umbruch der politischen und sozialen Lebenswelten als Folge des beschleunigten industriegesellschaftlichen Wandels steigerte den Bedarf an sinnstiftenden Symbolen und Mythen. Das ließ seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts regelrechte Märkte solcher »erfundener Traditionen« entstehen. Auch das imaginierte Charisma der neu stilisierten Helden und ihr idealisiertes Opfer für die Nation verpflichteten die Nation der Gegenwart auf bestimmte Botschaften der Geschichte und stellten eine Kontinuität zwischen Vergangenheit und Gegenwart her. Nationen vermit-

telten eine gemeinsame Erzählung, zumal durch die mediale Präsenz personalisierter Ursprungsmythen. Das verlieh den Wiedergängern von Vercingetorix über Arminius bis Friedrich Barbarossa und Alexander Newski ihre besondere Aura. Dabei kam kaum eine nationale Meistererzählung ohne den Rückgriff auf Monarchien und Dynastien aus – sie markierten und verbanden in ganz besonderer Weise Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Paradoxerweise konnten gerade Monarchien und Dynastien als überkommene Institutionen gottgegebener Herrschaft von der Medialisierung und Popularisierung erfundener Traditionen profitieren. Dieser Prozess erscheint umso bemerkenswerter, als er sich seit der Französischen Revolution mit einem grundlegenden Funktionswandel der Monarchie verband.²

Einerseits behielt das monarchische Prinzip, nach dem die Staatsgewalt vom Monarchen ausging und nicht vom Volk, mindestens bis zu den Revolutionen von 1848/49 seine Geltung, insbesondere auf der Ebene der geschriebenen Verfassungen. In den Augen der Konservativen garantierte die Verbindung von Thron und Altar den Bestand der traditionellen Gesellschaftsordnung und der kirchlichen Autorität. Der Republikanismus blieb europaweit eine Minderheitsposition. Selbst in Frankreich, dem politischen und sozialen Experimentierfeld Europas, setzte sich 1851 die neobonapartistische Variante der Monarchie wieder durch.

Andererseits wurden die neuen Herausforderungen unübersehbar, mit denen Monarchien und Dynastien nach 1800 konfrontiert waren: Bereits die Etablierung des Napoleonischen Kaisertums bedeutete die Vervielfältigung des Kaisertitels. Hatte es bisher im Abendland nur einen Kaiser gegeben, der zumindest einen symbolischen Vorrang gegenüber allen anderen Herrschern beansprucht hatte, existierten nach 1804 mit dem Napoleonischen Kaisertum, der österreichischen Kaiserwürde und dem orthodoxen Zarentum, das sich als Nachfahre der byzantinischen Kaiser verstand, mindestens drei unterschiedliche Modelle. blieb das Napoleonische Kaisertum in Frankreich auch nach 1815 eine entscheidende Bezugsgröße für die Etablierung einer Herrschaft auf der Basis revolutionärer Errungenschaften,

erfuhren Habsburg und Russland langfristig den Funktionswandel des Kaisertums durch die schrittweise Konstitutionalisierung. Die Abwendung von der personalen Konzeption von Monarchie und Dynastie ging einher mit der Suche nach konstitutionellen und sozialen Herrschaftsbegründungen. Dafür stand der gesamteuropäische Erfolg der konstitutionellen Monarchie in Anlehnung an die französische *Charte Constitutionnelle* von 1814/15, aber auch der Entwicklungsweg der parlamentarischen Monarchien in Großbritannien und Skandinavien. Weder existierte in Österreich-Ungarn seit den 1860er Jahren, noch in Russland nach 1905 eine uneingeschränkte Monarchie.³

Vor allem aber trat die Nation immer deutlicher in den Bedeutungshorizont der Monarchie ein. Mit dem konstitutionellen Funktionswandel, der zunächst eine institutionelle Schwächung und politische Marginalisierung der Monarchen bedeutete, verbanden sich die Suche nach neuen Aufgaben monarchischer Akteure und eine dynastische Selbstaufwertung durch bewusste Geschichtspolitik. Selbst Dynastien, die erst in der Neuzeit aufgestiegen waren, legten sich wie die Hohenzollern eine neu erfundene mittelalterliche Vergangenheit zu.⁴ In Deutschland führte dies zum Versuch, die kleindeutsche Nationalstaatsbildung von 1870 durch die Etablierung des Kaiserreichs geschichtspolitisch aufzuwerten und in eine Kontinuität zum Heiligen Römischen Reich zu stellen. Hier zeigten sich bald die neuartigen Erwartungen einer entwickelten Industriegesellschaft, die auf personale Integrationssymbole offensichtlich nicht verzichten konnte. Die Person des Kaisers schien den medialen Bedürfnissen nach suggestiver Personalisierung von Staat, Nation und Politik zwar entgegenzukommen, doch die hochgesteckten Erwartungen an ein progressiv-soziales Kaisertum zur Integration der Industriearbeiter in den neuen Nationalstaat erfüllte er nicht.⁵

Die konstitutionellen Monarchien des 19. Jahrhunderts konnten sich nicht mehr auf eine einzige Legitimationsquelle verlassen. Schon gar nicht reichte der Rekurs auf die sakrale Qualität, die gottgegebene Königsmacht oder das dynastische Prinzip mehr aus. Zunehmend trat die Frage nach der konkreten Funktion des Monarchen für den Staat und die Nation in den

Vordergrund. Die Verrechtlichung von Herrschaftsbedingungen angesichts der Konstitutionalisierung, die Einrichtung von Parlamenten und die Bürokratisierung schränkten die Handlungsspielräume der Monarchen immer weiter ein.⁶ Entweder erhielt der Monarch in parlamentarischen Systemen nur noch eine repräsentative Funktion, oder er wurde überhaupt durch einen demokratisch gewählten Präsidenten ersetzt. Einerseits führten Konstitutionalisierung und Bürokratisierung von Herrschaft zu einer »symbolischen Entlastung der Monarchen«, andererseits wurden die Monarchen selbst immer abhängiger von »Erfolg«, zumal wenn man diese Monarchie wie in Frankreich nach 1851 mit plebiszitären Elementen versah oder vor dem Hintergrund von neuartigen Massenmedien inszenierte. Auf eine unabsehbare Herrschaft kraft überzeitlicher Prinzipien konnten sich Monarchen nicht mehr verlassen. In einer Welt, in welcher der Monarch immer weniger in politische Entscheidungsprozesse eingebunden wurde, musste er sich umso intensiver der symbolischen Repräsentation und kulturellen Integration widmen, um nicht überflüssig zu werden.⁷

In den Nationalstaaten mündete die Ablösung tradierter personaler Herrschaftsauffassungen in eine umso größere Nachfrage nach alternativen personalen Herrschaftsbegründungen. Auch unter neuen Bedingungen mußte der Glaube an die Legitimität der Herrschaft stimuliert und gepflegt werden.⁸ Das sicherte den Monarchen zunächst ihre Existenz. Aber für die Empires mit ihrer großen politischen, rechtlichen, ethnischen und religiösen Heterogenität blieben Monarchie und Dynastie entscheidende Institutionen, um den Gedanken einer gemeinsamen Verbundenheit jenseits ethnischer und religiöser Differenz überhaupt vermitteln zu können. Das zwang die Empire-Monarchen dazu, sich im Konkurrenzkampf kultureller Repräsentationen neu zu erfinden, ohne ihr historisches Kapital preiszugeben. Wie prekär diese Balance war, zeigte sich im Ersten Weltkrieg, als die Kriegsniederlagen zur Krise und Erosion aller kontinentaleuropäischen Monarchien führten.

Pomp and Circumstance: Die Popularisierung der imperialen Monarchie im Britischen Empire

Unter den Engländern gebe es, so Samuel Wilberforce 1865, eine starke Neigung zu besonders erhabenen Ritualen.⁹ Die Entwicklung der britischen Monarchie zu einer imperialen Institution wirkt im Rückblick wie eine Bestätigung dieser Aussage. Dahinter standen ein komplexer politisch-konstitutioneller Funktionswandel und ein neues Verhältnis zwischen den Teilen des Britischen Empires und der metropolitanen Gesellschaft. Die Rolle, die der britischen Monarchie als symbolischer Klammer des Empires zukam, war das Ergebnis einer erfundenen Tradition in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zwischen den 1870er Jahren und 1914 kam es zu wesentlichen Veränderungen in der öffentlichen Wahrnehmung dieser Institution, die aufgrund der konsequenten Parlamentarisierung des politischen Systems ihre politische Macht weitgehend eingebüßt hatte und immer mehr auf repräsentative Funktionen reduziert worden war. Die Monarchie tauschte Macht gegen Popularität ein: Der politische Statusverlust bedeutete, dass die Monarchie zu einem neuen Forum symbolischer Sinnstiftung für die Nation wurde, in der das Empire einen entscheidenden Platz einnahm.

Diese Entwicklung, die dem Viktorianischen Zeitalter seine besondere Prägekraft gab, stand im Zusammenhang mit anderen Prozessen, welche die britische Gesellschaft besonders früh und intensiv veränderten: Dazu gehörten die Wahlrechtserweiterungen und die Entstehung von Arbeiterorganisationen genau so wie die wachsende Mobilität und die Veränderung der Kommunikations- und Lesegewohnheiten. Eisenbahn, Telegraph und Massenpresse waren die Kennzeichen dieser Verkehrs- und Kommunikationsrevolutionen. Während die traditionelle konfessionelle Integration der englischen Gesellschaft abnahm, wurde die mediale Integration immer wichtiger. Vor allem die überregionalen Tageszeitungen, die wie *Daily Mail*, *Mirror* und *Daily Express* preiswert waren und in hohen Auflagen erschienen, wurden zusammen mit den neuen Druck- und Bildtechniken zu

entscheidenden Multiplikatoren für die neu entworfene Monarchie.¹⁰

Nach der Patriotisierung der Monarchie im Kontext der anti-französischen Kriege zwischen 1792 und 1815 war es danach und unter Queen Viktoria seit den 1830er Jahren zunächst eher zu einem Rückzug der Monarchie aus der Öffentlichkeit gekommen, die sich durch Viktorias Trauer um Prince Albert noch verstärkt hatte. Erst in den 1870er Jahren gelang es der Regierung von Premierminister Benjamin Disraeli, die Monarchie in den Dienst des expandierenden Empires zu stellen. 1876 nahm Viktoria den Titel einer Kaiserin von Indien an.¹¹ Seit dieser Phase wurden die monarchischen Feierlichkeiten immer mehr zu imperialen Ereignissen stilisiert. Der symbolischen Imperialisierung der Monarchie entsprach umgekehrt die Monarchisierung des Empires. Beide Prozesse verstärkten sich gegenseitig.¹² Seit 1876 waren alle britischen Monarchen zugleich Kaiserinnen bzw. Kaiser von Indien und Könige bzw. Königinnen des *United Kingdom of Great Britain and (Northern) Ireland*. Von Edward VII. an kam der Titel eines Herrschers der *British Dominions beyond the Seas* noch hinzu.

In den Kolonien wiederum wurde die Monarchie in unzähligen Namensnennungen von Regionen und Städten, Straßen und Plätzen nach englischen Regenten omnipräsent. Das setzte sich in der visuellen Kultur der Orden und Herrscherporträts, aber auch in den anglikanischen Gottesdiensten und selbst auf den Briefmarken in Großbritannien und dem ganzen Empire fort.¹³ Obwohl der reale Monarch in London lebte, erlaubte es seine symbolische Präsenz, sich die imperiale Verbundenheit zu vergegenwärtigen. Als Vizekönig in Indien begründete Lord Elgin die Notwendigkeit seiner ausgedehnten Reisen durch Indien damit, »den Untertanen Ihrer Majestät Möglichkeiten einzuräumen, in Anwesenheit des Repräsentanten Ihrer Majestät in Indien Beweise ihrer Loyalität und Ergebenheit gegenüber dem Thron und ihrer Person« zu liefern.¹⁴

Für die britische Gesellschaft bot die Popularisierung der imperialen Monarchie eine Chance, sich über ein nationales Symbol zu verständigen, das personale Kontinuität, Sicherheit und Selbstvergewisserung in einer Phase wachsender innerer

und äußerer Spannungen verhieß. Zumal im Kontext der internationalen Konflikte von der Faschoda-Krise bis zum Burenkrieg und der Aufgabe der überlieferten *splendid isolation* erschien die imperiale Monarchie als Ausdruck von Dauer, Beständigkeit und Konsens in einer sich radikal und immer schneller wandelnden Welt. Das erklärte die Popularität Viktorias, deren Geburtstag seit 1904 als *Empire Day* gefeiert wurde. London wurde zu einer imperialen Hauptstadt ausgestaltet, wobei der Wettstreit mit imperialen Architekten und Ausstellungsplanern in Wien oder St. Petersburg eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte, wie die Dreihundertjahrfeier der Romanovs 1913 eindrücklich belegte. Die Erweiterung der Mall, der Bau des Admiralty Arch, die Neugestaltung der Fassade des Buckingham Palasts und die Errichtung des Viktoria-Denkmal schufen in London massenwirksame Foren für imperial konnotierte Zeremonien. Dabei wurde die symbolische Sinnstiftung und monarchische Visualisierung der Empire-Nation immer mehr professionalisiert. Das galt für einen Chefororganisator wie Viscount Esher genauso wie für Edward Elgar, dessen patriotische Hymnen – wie der *Imperial March* 1897 zum Kronjubiläum Viktorias oder die Krönungsode von 1902, die in der Choralbearbeitung zur nationalen Musikikone des *Land of Hope and Glory* wurde – ihn zu einem inoffiziellen Hofmusiker des Empires machten. Die Popularisierung ging zugleich mit einer beispiellosen kommerziellen Vermarktung der Monarchie einher: Erst der Massenkonsum an Gedenkmünzen und Porzellanbechern oder der Gebrauch von Briefmarken sicherten der imperialen Monarchie ihre Präsenz in der metropolitanen Gesellschaft.¹⁵

Die Feiern anlässlich der Kronjubiläen Viktorias bündelten die neue Ikonographie der imperialen Monarchie. Sie waren zudem seit dem Goldenen Kronjubiläum nicht mehr nur auf London und große englische Städte beschränkt, sondern wurden auch auf Hongkong, Sydney, Lagos oder Montreal ausgeweitet und somit globale Ereignisse. Der Erfolg dieser Feiern beruhte darauf, allen Teilen des Empires ihren je eigenen Anteil in einer gewachsenen und sichtbar gemachten Hierarchie zuzuweisen. Zum Diamantenen Kronjubiläum 1897 sorgte Kolonialminister Joseph Chamberlain dafür, dass die politischen und militäri-